

Aufgeklärtes Christentum im Zeitalter von Fundamentalismus und Pegida

Ansprache in der Evangelischen Journalistenschule
zu Beginn des 22. Ausbildungsjahrgangs 2015-2016

Dr. Rüdiger Sachau, Direktor der Evangelischen Akademie zu Berlin

Berlin, 2. Februar 2015

Heute endet in den christlichen Kirchen die nachweihnachtliche Epiphaniast-Zeit. In dieser Zeit feiert die Christenheit die Menschwerdung Gottes, das Leben Jesu zwischen Geburt und Passion. In der dunklen Jahreszeit feiern wir das Licht, das in die Dunkelheit fällt. Wir erzählen die Geschichten von den sogenannten heiligen drei Königen, die dem hellen Stern gefolgt sind. Erleuchtung, englisch Enlightenment ist das rechte Wort für Aufklärung. Das Licht des Verstandes fällt in die Dunkelheit der Unkenntnisse. Als Protestantinnen und Protestanten haben wir uns in unserer Geschichte zu der Erkenntnis durchgearbeitet, dass sich Glaube und Verstand nicht gegenseitig behindern, sondern bereichern und ergänzen. Wie aber ist das in unserer gegenwärtigen Gesellschaft angesichts der Auseinandersetzungen um Islam und Pegida? Was machen wir, wenn die einen jede Religion als Dummheit diffamieren, andere die wahre Religion verkünden und dritte ein christliches Abendland beschwören?

In einer Predigt lassen sich nicht alle diese Fragen beantworten, aber ich glaube, dass es einen spezifisch christlichen Aspekt gibt, nämlich ein theologisch geklärtes Verhältnis zur Macht und ein anderes Verständnis von Stärke. Bevor ich dahin komme, möchte ich über unsere gegenwärtige religionspolitische Lage nachdenken.

Das Gespräch mit den Muslimen in Deutschland

Mir fällt zuerst einmal auf, dass sich die Diskussion mit den Muslimen in Deutschland gewandelt hat. Stand vor einiger Zeit noch die Forderung nach einer Abgrenzung gegenüber den gewalttätigen Gruppen im Vordergrund, ist diese, die Abgrenzung voraussetzend, inzwischen der Erwartung gewichen, der Islam müsse sich eigenständig mit seiner Tradition auseinandersetzen und zwar theologisch. Ich finde das richtig und glaube, dass wir nicht nur Verantwortung für unsere jeweils individuelle Meinung haben, sondern auch für die Entwicklung und Ausrichtung unserer jeweiligen Religion. Da sich diese aber aus der Vielzahl und Vielfalt individueller Überzeugungen der Mitglieder zusammensetzt, geht es um die argumentative Auseinandersetzung im Inneren.

„Es geht dem Islam so schlecht wie noch nie“, sagte ein junger Gelehrter neulich zu mir bei einem Abendessen. Und ich hatte den Eindruck, dass nicht noch mehr Erwartungsdruck von außen ihm helfen könnte. Vielmehr fand ich es passender, ihm von unserer, von meiner Entwicklung zu erzählen. Denn auch uns evangelischen Christen ist die Fähigkeit zum Diskurs nicht in den Schoß gefallen und die Gesprächsfähigkeit muss immer wieder neu gewonnen werden. Darum arbeite ich gerne in einer Evangelischen Akademie und Sie wollen sich zu Journalistinnen und Journalisten ausbilden lassen.

Ich erinnere mich gut an Zeiten meiner Jugend, als gewisse Gruppen in der Kirche ihre Deutung als einzig richtige durchsetzen wollten. Die Bewegung „kein anderes Evangelium“ meinte, gegenüber einer an den Universitäten entwickelten historischen Deutung der biblischen Texte einen wortlautgetreuen Sinn durchsetzen zu müssen. Solange ist das nicht her, aber der Kontext hat sich seit den 50er und 60er Jahren inzwischen geändert.

Drei widersprüchliche Sichtweisen in der Gegenwart

- Für die einen ist alle Religion das Gegenstück zur Vernunft, der Islam wird nur pars pro toto dafür herangezogen, dass das Unglück dieser Welt nicht zuletzt von den Religionen ausgeht. „Gott ist doof“ titelt die Stadtzeitschrift „Zitty“ in diesen Tagen. Und wir lesen, wer alles am besten abgeschafft werden soll: Kirche, Pegida ... Eine merkwürdige Mischung undifferenzierter Ansichten, man könnte auch von mangelnder Bildung sprechen. Auf jeden Fall eine schöne Aufgabe für einen Qualitätsjournalismus, der sich weder von den organisierten Religionsgemeinschaften, noch von einer platten antireligiösen Stimmung vereinnahmen lässt.
- Unter uns existiert ferner die verbreitete Vorstellung einer Entwicklungsgeschichte der Religionen und damit verbunden die Idee, dass der Islam erst einmal erwachsen werden müsse, so wie wir. Die Aufklärungsprozesse, die das Christentum zwischen Reformation und dem 19. Jahrhundert durchlaufen habe, ständen den Muslimen noch bevor. Auch das ist eine schwierige Vorstellung, denn das heißt ja, die anderen müssten so werden, wie wir schon sind. Und eine Erinnerung daran, dass die heutige Toleranz erst nach grauenhaften innerchristlichen Religionskriegen zwischen protestantischen Fürsten und katholischem Kaiser möglich wurde, ist vielleicht auch angebracht. Auch hier ist ein wenig Wissen über die eigene Geschichte nicht schädlich.
- Und dann gibt es noch eine dritte Sichtweise. Der dekadente Westen sei ein abschreckendes Beispiel, machthungrig und ohne Moral. Das wird in weiten Teilen der Welt so gesehen und die politische Auffassung mischt sich oft mit der Religion. Für viele Muslime ist die westliche Aufklärung ein großes Problem. Sie fürchten, dass uns die kritische Vernunft dem vertrauensvollen Glauben entfremde. Ich habe immer wieder Gespräche mit muslimischen Gelehrten geführt, die mir sagten: Schau dir den Zustand der westlichen Kultur an, keine Demut, kein Respekt vor dem Heiligen, religiös schwach und moralisch verkommen. Aber die gleiche Einschätzung höre ich auch regelmäßig von Theologen der orthodoxen Kirchen, besonders aus Russland. Und auch manche Christen, die aus Asien oder Afrika kommen und einer eher charismatischen Theologie anhängen können mit unserem aufgeklärten Christentum wenig anfangen. In Berlin wird durchschnittlich jeden Monat eine Kirche mit migrantischem Hintergrund gegründet. Auch das zu sehen und das Gespräch zu suchen, ist eine dringende Aufgabe, nicht nur für die Kirchen sondern für die ganze Gesellschaft. Realistisch müssen wir davon ausgehen, dass diese dritte Gruppe weltweit die Mehrheit verkörpert. Für sie ist der Westen das Problem, d.h. sie fühlen sich infrage gestellt durch die Moderne mit ihren Zumutungen an den Einzelnen, der sich befreit von bevormundenden Traditionen selber einen Weg suchen muss. Eine Welt, die überfordert durch den Zwang permanenter Entscheidungen in einer Vielfalt von Optionen, eine Welt, die verunsichert, weil alles möglich und nichts mehr geboten zu sein scheint. Von der Reizüberflutung zur

Sicherheit des Richtigen, dieser Wunsch treibt gegenwärtig viele Menschen um und führt sie zu sogenannten fundamentalistischen Positionen.

Ich habe immer wieder erlebt, dass es in solchen Diskussionen gut ist, den anderen nicht zu belehren, sondern vom eigenen Lebensweg zu berichten. Dabei geht es mir darum, meine biographischen Erfahrungen theologisch zu reflektieren.

Die eigenen Erfahrungen erzählen

Meine Geschichte beginnt damit, dass ich als Kind oft im Arbeitszimmer meines Vaters stand, der Pfarrer war. Ich stand vor der Weltkarte mit den Religionen, die mit verschiedenen Farben über die Länder und Kontinente verteilt waren. Und ich freute mich darüber, dass es so viele Christen gibt und fragte mich, ob wir die anderen auch noch alle „rumkriegen“ würden.

Ich halte diesen kindlichen Impuls von Stolz, Allmachtsphantasie und Wunsch nach Ausbreitung für normal. Und etwas habe ich mir davon bis heute bewahrt. Es ist nur die Frage, wie dieser Wunsch ausgelebt und gestaltet wird. Und das bedurfte eines Reifungsprozesses und vor allem der Begegnung mit anderen.

In meiner kindlichen Welt gab es nur uns und die anderen. Und wir waren richtig, die anderen nicht. Das hat nicht viel mit Fundamentalismus zu tun, mehr mit frühkindlicher Identitätsbildung.

Zu den fragwürdigen Erfahrungen meiner Kindheit gehörte auch der Konfessionalismus. In Bremerhaven, wo ich aufwuchs, gab es uns Lutheraner und auch ein paar Reformierte. Als mein Vater auf die Idee kam, auch mal gemeinsame Gottesdienste zu feiern, bekam er vom Kirchenamt in Hannover eine Vorladung zum Gespräch und eine ziemlich deutliche Ansage. Tolerant war unsere christliche Welt der 60er Jahre nicht.

In dem kleinen Heideort meiner Jugend gab es drei Kirchen: Peter und Paul war landeskirchlich-lutherisch, dazu gehörte meine Familie. Dann gab es noch zwei „Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirchen“, die Große und die Kleine Kreuzkirche. Das waren die, denen wir zu lau und zu angepasst waren. Sonntags waren alle drei Kirchen voll aber ich konnte nicht mit meinen besten Freunden gemeinsam zum Abendmahl gehen, weil wir nicht aus einer Kirche waren.

Wenn ich Muslimen von meiner kirchlichen Kindheit und Jugend erzähle, dann lächeln manche, weil sie ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Die spannende Frage ist, was uns verändert hat. Wie wachsen Toleranz und Gesprächsfähigkeit in uns?

Verändert haben mich Begegnungen mit Menschen anderer Religionen. Das war erst später, aber irgendwann saß ich nächtelang mit Muslimen und Hindus, mit Buddhisten und irgendwelchen Sektenanhängern herum und habe diskutiert. Und ich musste begreifen, dass die anderen genauso von ihrer Wahrheit überzeugt waren, wie ich von der meinen.

Ich musste allmählich lernen, dass ich nicht nur Überzeugungen mit Begeisterung vortragen konnte, sondern auch Argumente entwickeln musste, um Andersdenkende abzuholen. Das galt besonders im Gespräch mit Atheisten und Menschen ohne gelebte Religion. Als ich in den 70er Jahren Autoschlosser in einem Großbetrieb in Hannover war, war ich unter meinen rund 200 Kollegen wahrscheinlich der einzige religiös aktive Mensch. Viele meiner Kollegen kamen aus dem damaligen Jugoslawien. Religion, christlich oder islamisch, spielte für sie keine Rolle.

Das führte zu interessanten Gesprächen während wir unter dem Auto dem zäh ablaufenden Öl zuschauten. Meist fingen die mit einer Frage an: Mensch, du glaubst wirklich an Gott?

Geblieden ist mir aus dieser Zeit die Erfahrung, dass man sich im Gespräch riskieren muss. Dass man so erkennbar sein muss, dass die anderen einen auch fragen. Und dass man sich mit seinen Überzeugungen dem Urteil der anderen stellen muss.

Ich frage mich, was dazu beigetragen hat, dass ich kein Fundamentalist geworden bin. Von den Milieus meiner Jugend aus gedacht wäre das durchaus möglich gewesen.

Zuerst waren da Menschen, die in ihrem Denken freier waren, als ich selber es war. Sie haben mich überzeugt durch die Glaubwürdigkeit ihres Lebens und durch ihre Großzügigkeit im Umgang mit mir und anderen. Durch sie habe ich gelernt, dass das Anderssein der anderen keine Bedrohung ist, sondern eine Bereicherung.

Und es waren Argumente, gute theologische Argumente, die mich davon abbrachten zu glauben, ich wüsste, wie Gott sei und nur die anderen nicht. Es waren theologische Gründe, die mich überzeugten, dass man die Bibel in unterschiedlichen Perspektiven lesen kann. Es waren letztlich theologisch reflektierte Erfahrungen, die mir geholfen haben, den Reichtum Gottes und seiner Kinder zu sehen.

Die Haltung der Verwundbarkeit

Zu den theologisch wichtigsten Erkenntnissen meines Lebens gehört die Erkenntnis, dass Gott nicht ein Gott der Stärke und Macht ist, sondern ein Gott der Liebe und Nähe. Zu oft haben Christen das Kreuz als Triumph- und Siegeszeichen missbraucht. Aber was sehen wir am Kreuz? Wir sehen keinen Sieger, sondern einen sterbenden, einen schwachen Gott. Einer Religion anzuhängen, die an einen solchen Gott glaubt, ist schon eine ziemliche Provokation.

Die Geschichte Jesu, die am Kreuz so schmachlich endet, ein Opfer, ein Verspotteter und Gedeemtigter, diese Geschichte hat schon elend begonnen: Ein Kind unterwegs in Armut in einem Viehstall geboren. Wer will sich eines solchen Gottes rühmen, wenn man den später dazu gekommenen Kitsch, das Gold, die Engel, Weihrauch und Myrrhe abzieht?

Die Botschaft ist deutlich: Gott schlägt sich auf die Seite der Schwachen, der Sprachlosen, Unterdrückten und Benachteiligten dieser Erde. Darum ist es falsch zu glauben, dass der starke Gott im Himmel hier seinen schwachen Sohn auf Erden opfert. Nein, es ist Gott selber, der sich hier zerbrechlich und verletzlich zeigt. Gott ist nirgends anders zu finden als in diesem Kreuzungspunkt. Damit endet christlich gesehen jede Vorstellung von Überlegenheit und Sieg über anderen.

Wenn Gott selber nicht durch Stärke und Dominanz auffällt, was heißt das für diejenigen, die sich Christen nennen? Müssen wir nicht auch unsere Maßstäbe neu ausrichten? Können wir uns von Überlegenheit und Stärke her verstehen? Nein, das können wir nicht und wir können auch nicht die Macht der westlichen Welt vermengen mit dem schwachen Gott am Kreuz.

Ich glaube, dass diejenigen, die sich am Leben Jesu Christi als der menschengewordenen Nähe Gottes orientieren, nicht anders können, als auf Stärke und Überlegenheit zu verzichten. Das ist eine theologische, das ist eine spirituelle Aussage und das ist kein politisches Konzept. Der Hamburger Missionstheologe Jochen Margull hat diese Haltung

„Verwundbarkeit“ genannt. Eine Haltung, in der wir uns verletzbar machen, uns riskieren, indem wir uns dem anderen öffnen. Margull hat Verwundbarkeit als die Orientierung am Leben Jesu beschrieben. Und er fragt: Ist ein Unverwundbarer möglicherweise ein Götze?

Ich glaube, dass man die Geschichte von der Verletzbarkeit Gottes in der Bibel gut nachlesen kann, wenn man die Schichten der Herrschaftsideologie und die Phantasien der Stärke und Überlegenheit abträgt. Dann tritt sie hervor, so wie bei Paulus, der etwa 30 Jahre nach der Kreuzigung über seine Erfahrung mit Jesus schreibt, der ihm als Auferstandener erschienen ist. Und Paulus fasst seine tiefe Erkenntnis in einem Halbsatz zusammen, den er als Botschaft des Auferstandenen weitergibt: „meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2.Korinther 12,9)

Wenn diese Einsicht in die göttliche Paradoxie der Macht wahr ist, und ich zweifle nicht daran, dann hat das Konsequenzen für unser Denken und Handeln. In Zeiten, in denen Pegida die vermeintliche Stärke des Abendlandes beschwört, die Muslime sich mit ihren Kränkungen befassen und sich an alte Zeiten erinnern, eine Zeit in der manche Christen wieder von Überlegenheit träumen, gibt es eine Einladung an den Tisch des schwachen Gottes. Und das ist zuerst eine Einladung zum Gespräch und zur Begegnung.

Ja, es ist eine Einladung ins helle Licht des Nachdenkens und Reflektierens, der Prüfung der Argumente und Erfahrungen, nichts muss bloß geglaubt werden, Gott hat uns den Verstand geschenkt, dass wir ihn gebrauchen – auch kritisch, auch religionskritisch. Und dann geschieht manchmal das Überraschende, dass das, was in unseren Augen schwach erscheint, von einer ganz anderen Stärke bestimmt wird.

Das verbindet mich als Vertreter einer Evangelischen Akademie mit Ihnen, den Schülerinnen und Schüler einer Evangelischen Journalistenschule, dass wir nach guten Argumenten und nach einer glaubwürdigen Existenz fragen. Bei uns selbst wie bei anderen.

Das Vertrauen auf Gott, der in den Schwachen mächtig sein will, kann einen eigenwillig fremden Schein in diese manchmal reichlich dunkle Welt bringen. Und die Erwartung, dass uns in einem guten Gespräch, einer wahrhaftigen Begegnung das eine oder andere Licht aufgeht.